

Verena Schmitt-Roschmann



Heimat

Neuentdeckung eines verpönten Gefühls

Gütersloher Verlagshaus

Inhaltsverzeichnis

Bürgermeisterin. »Es muss auch Spaß machen.«

Einige Junge ziehen eben auch zu, es geht nicht alles abwärts in der Gemeinde. »Natürlich gibt es einen Strukturwandel, aber ich weiß nicht, ob es nicht immer einen Wandel gab«, sinniert sie. »Dass die Gemeinschaft im Dorf auseinanderbricht, dass alles nur noch anonym wird, das sehe ich nicht so.« Gerade erst haben sich einige Bürger zusammengefunden, um eine Stiftung zu gründen. Sie soll die Pfarrstelle im Dorf erhalten, wenn der evangelischen Landeskirche das Geld ausgeht. Dafür sammeln die Dörfler mit Kuchenbasaren und Kleiderverkäufen Kapital. 25.000 Euro sind es schon. Meyer ist begeistert vom Gemeinsinn ihrer Bürger.

Irgendwie passt das Bild von der sterbenden Heimat doch nicht ganz, oder jedenfalls nicht nur. Noch gibt es in Westen einen Kaufladen und einen Bäcker, die Sparkasse und die Volksbank, eine Ärztin, einen Tischler. Sogar einen Blumenladen hat das Dorf, einen Kindergarten, eine Schule und eine Fahrschule. Es gibt ein bisschen Urlaub-auf-dem-Bauernhof-Tourismus und auch einige junge Familien. 16 Vereine tummeln sich auf kleinstem Raum, vom Karten-, Kegel-, Knüddelklub bis zum Schützenverein und zur freiwilligen Feuerwehr. Man kann sich gut vorstellen, dass man hier auch im 21. Jahrhundert von Gemeinschaft geradezu unentrinnbar umzingelt ist. Viele Westener jedenfalls scheinen das Leben anzugehen, wie die meisten ihrer Zeitgenossen überall: Sie leben augenscheinlich ganz zufrieden vor sich hin. Sie freuen sich, dass sie beim Bauern frische Milch kaufen können und regen sich auf, wenn der Gestank der Schweinemast bei Ostwind rüberweht. Sie seufzen, wenn es durch die Fensterritzen ihrer alten Häuser zieht und sind doch stolz, dass ihre Vorfahren schon vor 300

Jahren am selben Fleck verwurzelt waren. Sie feiern zusammen am Osterfeuer und ärgern sich bisweilen über den Starrsinn ihrer Nachbarn. Sie reden platt und surfen im Internet. Sie plagen sich und klagen und leben doch irgendwie gern hier.

Vielleicht ist den Dörflern der von Ulrike Kraul vorexerzierte Kampf um die Heimat einfach zu anstrengend. Sie selbst glaubt, dass viele den Ernst der Lage noch nicht erkannt haben. Die Vorsitzende des Heimatvereins zieht ein bitteres Fazit: »Es geht den Leuten hier einfach noch zu gut.«

Unter dem Strich bleibt also ein einigermaßen verworrenes Bild vom ländlichen Idealtyp der deutschen Heimat. Es gibt sie noch. Sie wandelt sich. Der Ausgang ist umstritten. Unter der Käseglocke dieser kleinen Dorfwelt lässt sich ziemlich genau nachvollziehen, zwischen welchen Polen sich die deutsche Heimatdebatte seit Jahrhunderten abspielt: das Neue und die Tradition, Innen und Außen, Geborgenheit und Enge, Zugehörigkeit und Fremde, Öffnung und Abgrenzung, das Politische und das Private.

Dass sich leise etwas ändert, ist für alle spürbar, doch ziehen nicht alle die gleichen Konsequenzen. Der Reflex der Verteidigung ist alt, immerhin entstand schon die »Heimatschutzbewegung« im 19. Jahrhundert aus einem Gefühl der Bedrohung heraus und auch die Heimat-Renaissance Ende des 20. Jahrhunderts wurzelt in den immer dringlicher empfundenen Umweltproblemen. 15 Heute sind bundesweit rund 500.000 Menschen in Heimatvereinen aktiv - ob sie nun den Müll von Verkehrsinseln sammeln oder für den Anbau alter

Kartoffelsorten oder den Erhalt des örtlichen Kirchturms streiten. Zehntausende berichten im Internet auf Portalen wie MyHeimat.de über ihre Region. Tausende versuchen, in Mundartvereinen die eigene Sprache für die Nachwelt zu sichern. Das Bedürfnis ist tief, Landschaft und Althergebrachtes zu bewahren. 16

Der Journalist Martin Hecht schrieb schon vor Jahren, dass Heimat als Konzept unwiederbringlich verloren sei: »Über zweihundert Jahre ist es her, dass ihr nahender Abschied gefühlt wurde und sich ihr Untergang abzeichnete. Dieser Prozess kommt jedoch erst heute zu seinem Ende.« Hecht beschreibt eine zubetonierte, einförmige, entgrenzte Welt, in der sich »Nicht-Orte« wie Autobahnraststätten und Tankstellen ebenso rasant ausbreiten wie Shopping Malls und Baumärkte und Fastfood-Restaurants mit ihren Einheitsburgern und synthetischen Aromen. Aber nicht nur physisch ist die Heimat aus seiner Sicht untergepflügt worden, sondern auch in der Theorie. »Seit die hinterweltlerische provinzielle Heimat als eigentliche Brutstätte des Faschismus entdeckt wurde, hat Heimatkritik eine stärkere Tradition als jeder Versuch, aus Deutschland wieder Heimat zu machen.« Er macht dafür Ressentiments von Intellektuellen verantwortlich, die sich in einer »Tugendtyranei, die man political correctness nennt« selbst die Heimat verbieten und allen anderen gleich mit. Der »Hass auf die Heimat« sei en vogue, meint Hecht. 17

Nur scheinen viele Menschen diese apokalyptische Vision schlicht zu ignorieren. So sagten 2008 in einer Emnid-Umfrage in Nordrhein-Westfalen nur 17 Prozent der 8.600 Teilnehmer, sie empfänden den Begriff Heimat als altmodisch. 18 80 Prozent stimmten - Baumarkt und Bürgerbude hin oder her - ganz oder teilweise zu, als es

hieß: »Die Region (in der ich lebe) ist meine Heimat.« Immerhin noch 75 Prozent bejahten die Aussage: »Ich bin stolz darauf, in (der Region) zu leben.« Bei denen, die in der fraglichen Region geboren sind, waren die Zustimmungswerte noch höher als bei den Zugezogenen. Doch nicht nur die regionale Zugehörigkeit zählt, Heimat ist für die meisten Menschen noch kleinteiliger. »Für 77 Prozent hat der Begriff Heimat viel mit Familie und Freunden zu tun«, heißt es in der Studie. Für 69 Prozent hängt er zusammen mit »Geborgenheit«.

Viele Menschen verbinden also vielleicht im Abstrakten mit Heimat Blasmusik, Schuhplattler und Alpenglhen oder eine unberührte Landschaft im Stil des 18. Jahrhunderts ohne Hochspannungsmasten oder Windräder soweit das Auge reicht. Reflexartig kommen außerdem viele bei der Frage nach Heimat auf Deutschland zu sprechen, dieses schwierige Land mit seinem historischen Ballast.

Die eigene Heimat dagegen ist etwas Anderes, etwas Unbestimmtes, aber auch etwas völlig Selbstverständliches. In seiner ganzen changierenden wehmütigen Wohligkeit ist der Begriff aus dem Deutschen kaum in andere Sprachen zu übersetzen. »Würde ich jetzt mit dem Mikro in der Hand zum Brandenburger Tor gehen und die Menschen fragen ‚Was ist Ihre Heimat?‘, wer würde wohl antworten, sie wüsste nicht, wo ihre Heimat ist, er sei eigentlich heimatlos, man fühle sich verloren in der Welt und sei noch auf der Suche - nein, wir bekämen Antworten wie: ‚Heimat, das ist der Ort, wo ich meine Freunde habe‘ oder Sätze wie: ‚Heimat ist für mich der Geruch des Pflaumenkuchens meiner Mutter‘«, meint die Bundestags-Vizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt. 19